

Ausgewählte Neuerscheinungen

Waschik, Mario Wimmer (Hg.), **Arbeit des Historikers. Ein Buch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft, Bielefeld, transcript 2010, 240 S.**

Ein zauberhaftes kleines Buch über die Arbeit des Historikers. Eine Sammlung von 30 Essays von A wie Aronson bis W wie Wahrheit lädt ein zur oft-erwarteten, manchmal simmentlichen, aber sorgfältig dokumentierten Welt der historischen Arbeit. Der gewählte Kreis von Historikerinnen hat anlässlich des 60. Geburtstages von Peter Schöttler darüber nachgedacht, wie das Werden und Leben der Geschichtswissenschaft von Geschichtswissenschaftler:innen beschrieben werden könnte. Gleiches gilt für die Praxis der Geschichtswissenschaft, die als ein Faden oder gar eine „Struktur“, ein „Gerüst“ oder ein „Skelett“ gesehen werden kann. Die Beiträge zeigen, wie die Geschichtswissenschaftler:innen mit der Arbeit an der Geschichtswissenschaft umgehen und wie sie die Arbeit an der Geschichtswissenschaft als eine „Praxis“ verstehen. Die Beiträge zeigen, wie die Geschichtswissenschaftler:innen mit der Arbeit an der Geschichtswissenschaft umgehen und wie sie die Arbeit an der Geschichtswissenschaft als eine „Praxis“ verstehen. Die Beiträge zeigen, wie die Geschichtswissenschaftler:innen mit der Arbeit an der Geschichtswissenschaft umgehen und wie sie die Arbeit an der Geschichtswissenschaft als eine „Praxis“ verstehen.

dem den Geruch des Materials oder die Zwänge der Institutionen, in denen Historiker in der Regel forschen: das Archiv und die Bibliothek. Unter welchen kaskadenartigen Bedingungen der historische Forscher oftmals arbeitet, schildert der sehr hübsche Text von Jörn Leonhard über die Bibliothek als Labyrinth. Gespickt mit vielen Zitaten aus W.G. Sebalds Roman *Austerlitz* beschreibt er, auf welche Probe die Lust (und das Durchhaltevermögen) des Historikers beispielsweise in der Pariser Nationalbibliothek gestellt wird. Denn hinter dem „universellen Anspruch auf vollständige und systematische Sammlung von Wissensbeständen“ stehe „der möglichst weitgehende Schutz des Lesers vor dem Buch“ (S. 29). Zurück bleibt der Historiker in diesem hypermodernen „Labyrinth ohne Zugänge“ (S. 30).

Was die Historikerin nicht im Archiv oder in der Bibliothek zu erkunden vermag, bleibt ihrer Imagination überlassen. Natalie Zemon Davis plädiert für die Verwendung des Konjunktivs. Dort, wo die Quellen (siehe unter Q) versagen, ist die Phantasie des Historikers und der Historikerin gefordert. Und dort, wo die Vorstellungskraft im Spiel ist, sollte sie im Text deutlich gekennzeichnet sein: „könnte“, „vielleicht“ und „mutmaßlich“ – diese Attribute zeigen, dass Geschichtswissenschaft immer auch Erzählung und Interpretation ist.

Die Notwendigkeit von Modellen, ihre gelegentliche Omnipräsenz und die Abwesenheit des Historikers als Autor ist das Thema des Beitrages von Thomas Welkopp über die Bielefelder Schule. Diese „Kollektivbenennung“ meinte an den Rändern aufzufasern, großenteils tatsächlich

gen dreijährigen Artikel, die den risonker als Verfasser von Gutachten und *Peer Reviews* in den Blick nehmen. So erinnern Alf Lüdtke und Christoph Conrad daran, dass Gutachten im Rahmen von Dissertationen, bei Forschungsanträgen oder auch für Zeitschriften sinnvolle Strategien der (Selbst-)Vergewisserung über wissenschaftliche Standards sein können und sie gleichermaßen Macht verkörpern. Diese Dynamisierung des Ökonomischen in der Wissenschaft lasse sich überspitzt auf folgende Formel bringen: „Exzellente ist (oder wird), wer von uns Geld bekommt“ (S. 158).

Von der Magie des Forschens über die Grenzen und Notwendigkeit von Meistererzählungen bis hin zur Macht des Ökonomischen – der Band gibt lustvolle und desillusionierende Einblicke in eine Disziplin im Wandel. D wie Diskursanalyse, S wie Strukturelle Gewalt und T wie Tunnelblick fordern den Historiker und die Historikerin der Gegenwart auf, das Verhältnis von Autonomie und Autoritäten neu zu bestimmen. Die Transformation eines Berufsstandes nimmt diese Essaysammlung eher beiläufig in Augenschein. Aber eben so könnte es gemeint gewesen sein.

Alexandra Przyrembel (Göttingen)

Felix Brahm, **Wissenschaft und Dekolonisation. Paradigmenwechsel und institutioneller Wandel in der akademischen Beschäftigung mit Afrika in Deutschland und Frankreich, 1930–1970, Stuttgart, Franz Steiner Verlag 2010, 337 S.** Wann und wodurch entstand die Afrikanistik? Wo wurde sie betrieben, wer spielte dabei eine Rolle, welchen Einfluss hatten die wechselnden Zeitläufe in Europa und in Afrika, welchen Einfluss hatte vor allem die Dekolonisation? Eine moderne, transnationale Geschichte der Afrikanistik muss sich mit beiden

innen)“ (S. 32). Nach den Kämpfen, die in den achtziger Jahren über Struktur- und Alltagsgeschichte ausgetragen wurden, sollte man sich die Kollektivbeschreibung der Bielefelder Schule als ostwestfälisches Kollektiv auf der Zunge zergehen lassen. Doch würde es weder den Vertretern jener Gruppe (Kocka, Koselleck, Wehler) noch dem Autor (ebenso Angehöriger der zweiten Generation) gerecht, wenn die Leistungen dieser Historiker nicht auch gewürdigt würden. Denn ihre Defizite seien „weniger im theoretischen, methodischen oder gar inhaltlichen als im habituellen Bereich aufzuspüren“ (S. 34). Vor allem im Vergleich, in der Komparatistik als methodisches Verfahren komme das Potenzial der Bielefelder Schule zum Ausdruck, die – prominent vertreten durch Jürgen Kocka – damals neue Themen wie die Geschichte der Arbeiterbewegung aufgriff und sie sichtbar platzierte. An ihre Grenzen sei die Modernisierungstheorie der Bielefelder gestoßen, als eine Erklärung des deutschen „Sonderwegs“ gefordert war.

Auch der Artikel *Mittlere Datter* von Karl-Heinz Roth setzt sich mit Schulen und in theoretischen Modellen auseinander, die in der Folge verschiedener Generationen zahlreiche Umdeutungen erfahren haben: Gemeint ist die These der mittleren Dauer, also die fünfzig- bis sechzigjährigen Perioden des wirtschaftlichen Auf- und Abschwungs. Ursprünglich geprägt von François Simiand, der Durkheim-Schüler war, erlebte dieses Modell durch die Vertreter der *Annales* unterschiedliche Konjunkturen, bis dieses Forschungsinteresse in den sebziger Jahren des 20. Jahrhunderts abris. Dabei handelt es sich bei der „zyklusorientierten Wirtschaftsgeschichtsschreibung“ um einen Steinbruch, der Roth zufolge auch manche Erklärung auf die gegenwärtige Wirtschaftskrise zu geben vermag.

Dass historische Arbeiten an der Alma Mater gerade in den Zeiten von Exzellen-